

**Zeitschrift:** Neujahrsblätter für Jung und Alt  
**Herausgeber:** Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg  
**Band:** 7 (1896)

**Artikel:** Joh. Heinrich Meyer : geb. den 9. Jan. 1746. Gestorben den 6. Febr. 1821  
**Autor:** [s.n.]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-900638>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

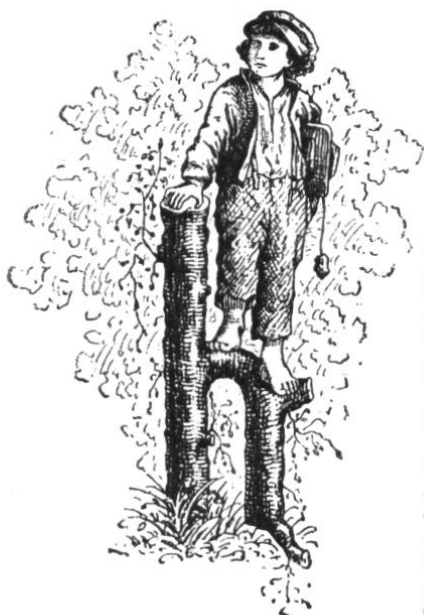
**Download PDF:** 02.02.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Joh. Heinrich Meyer.

Geb. den 9. Jan. 1746.

Gestorben den 6. Febr. 1821.



at das Leben bedeutender Männer schon an und für sich einen eigentümlichen Reiz, so steigert sich im besondern unsere Teilnahme an den Schicksalen und Thaten derselben, wenn sie sich aus ärmlichen und beschränkten Verhältnissen durch alle Wechsel des Lebens hindurch emporgeschwungen haben und zu hervorragenden Wohlthätern der engern und weitem Heimat geworden sind. Nicht selten treffen wir solche Beispiele unter den Handel- und Gewerbetreibenden unseres Landes, und unser Dank gebührt ihnen vor allem deshalb, weil sie ob dem Jagen nach irdischen Glücksgütern das Wohl ihrer Mitmenschen nicht vergaßen, sondern für dasselbe einen offenen Sinn und ein mitsühndes Herz bewahrten. Einer der Männer, die in dieser Hinsicht eine hohe Stelle eingenommen haben, ist Johann Heinrich Meyer, dessen Andenken durch die folgenden Zeilen in Kürze aufzufrischen versucht wird.

Meyers Geburts- und Heimatort ist das kleine Dorf Rüfenach. Seinem Vater Johannes Meyer, der mit Not und Armut zu ringen hatte, scheint die Erziehung seiner Kinder keine Haupt Sorge gewesen zu sein. Als „Bube“ wurde deshalb Heinrich frühzeitig einem Bauern des Dorfes verdingt, wo ihm bei harter Arbeit und roher Behandlung der Weg zu edler Bildung des Herzens und des Geistes verschlossen war. Mag es uns daher befremden, daß er erst im Konfirmandenunterricht zur Erlernung des Lesens und des Schreibens notdürftig Gelegenheit bekam, und erscheint es nicht als natürliche Folge, wenn sich in ihm frühe eine derbe, fast unbändige Natur entwickelte, die in losen Streichen zum Ausdruck kam und durch sein ganzes Leben hindurch nachwirkte? — Wer sich aber schlechterdings zur Gewohn-

heit macht, derartigen Wildlingen alle Fähigkeit zum Guten abzusprechen, begeht einen alten Fehler und vergißt, daß in ihnen gar oft ein kräftiger Lebensstrom kreist und eine seltene Begabung schlummert, die nur eines zusagenden Bodens bedarf, um sich in ausgiebigster Art zu bethätigen. Sehen wir, inwieweit sich letzteres an Heinrich Meyer erweist.

Um sein karges Brot zu erwerben, diente er im vorgerückteren Alter als Knecht und lernte als solcher im benachbarten Überthal, wo er sich während längerer Frist aufhielt, seine zukünftige Gattin Salome Fehlmann kennen, mit welcher er sich im Jahre 1765 verehlichte. Die Sorge um sein Fortkommen führte ihn oft auch nach Brugg, wo das Holzspalten seine Hauptbeschäftigung war. — „Arme Heiri, muest du de no eister met Holze ploge?“ So begrüßte ihn da eines Tages vor dem Freihofe (Bundelhaufe) sein Jugendfreund Herzog von Effingen, der nachmalige verdiente Bürgermeister, und erhielt die kühne Antwort: „Los Herzig, wenn du mer nur en Dublone lehne wottst, so will i richer werde, as du bist.“ — Diese Worte sind ein Zeugnis, daß Meyer ein festes Zutrauen in seine Leistungsfähigkeit und Willenskraft gesetzt und ernstliche Pläne zur Verbesserung seiner Lage erwogen haben mußte.

In jener Zeit hatte bei uns das Baumwollengewerbe festen Boden gefaßt, und wenn es einerseits das gemeine Spinnervolk auf die tiefste Stufe sittlicher Verkommenheit führte und eines Pestalozzis ganzes Denken und Handeln beanspruchte „mitten im Hohngelächter der ihn wegwerfenden Menschen die Quellen des Elendes zu verstopfen“, so erhob es anderseits eine ansehnliche Zahl von Familien zu blühendem Wohlstande. Und in diesem Gewerbe sehen wir nun unsern „Heiri“ mit der kleinen Unterstützung, die ihm Herzog nicht versagte, in Rüfenach den Anfang machen.

Erst kauft er bei Spinnern und Webern Garn und Tücher und begann, das Reff auf dem Rücken, landauf und landab eifrig zu hausieren. Guter Gewinn mehrte sein Geld und seinen Mut. Bald konnte er aus eigenem Gelde Baumwolle kaufen und verarbeiten lassen. Ein Baumwollenballen ist heute für unser Auge nichts Sonderliches. Wer wollte es aber den

Müfenachern übel nehmen, wenn sie sich damals beim ersten Anblick eines solchen ebenso wunderbar gebärdeten, wie die Salenburger, als einmal ein armer Krebs das Unglück hatte, sich in ihr Dorf zu verirren?

Bei der großen Sparsamkeit und eisernen Ausdauer unseres „Tüchlers“ reihte sich in der Folge Fortschritt an Fortschritt und es vermochte die Mißgunst, mit der seine Mitbürger auf den rasch emporkommenden, zukunftsfreudigen, ehemaligen „Buben“ sahen, die stetige Ausdehnung seines Geschäftes nicht zu hindern. — Im Jahr 1777 erwarb Meyer in seinem Wohnorte ein, vormalig von fünf Familien bewohntes, Haus und baute dasselbe zweckentsprechend um. Den untern Raum des Neubaus, wo heute noch an einer steinernen Säule die Jahreszahl 1777 zu lesen ist, benutzte er für sein Gewerbe, den obern als Wohnung. Zwei geräumige Keller, damals die schönsten im Dorfe, dienten ihm zeitweise zum Weinhandel. Zudem pflegte er mit großer Einsicht zahlreich angekaufte Äcker und Wiesen, seinen Stall und geschmackvoll angelegte Gärten.

Was mag einen mehr ermuntern, als der Erfolg? Das stille heimatliche Dorf konnte bald nicht mehr die Stätte seiner Arbeit sein, und so kaufte er in Brugg vor dem obern Thore ein großes und schönes Haus; denn in der Stadt selber durfte damals ein Einfasse noch nicht Hausbesitzer werden.

Begann Meyer seiner Zeit mit der Verarbeitung eines Baumwollenballens, so sah man jetzt ganze Fuhren von Baumwolle in seine Warenhalle führen. Amerika, Ägypten, Kleinasien und England waren seine wichtigsten Bezugsquellen. Er besaß in der Beurteilung der Rohbaumwolle eine solche Fertigkeit, daß er deren Herkunft bloß vermöge eines außerordentlich feinen Gefühles in den Fingerspitzen unterscheiden konnte. Den freundlichen Dienst, den ihm Herzog von Effingen einst mit einer Dublone erwies, vergalt er nunmehr tausendfach dadurch, daß er demselben Hunderte von Ballen auf Kredit lieferte. Dieses thun zu können, mag ihm keine geringe Befriedigung gewährt haben, besonders wenn er der harten Vergangenheit gedachte und sich nun auf dem Punkte sah, wo seine einstigen Pläne zu erfreulicher Höhe ihrer Verwirklichung herangediehen waren.

Der Handel mit Garn und Tüchern, den Meyer erst in Verbindung mit einem Brugger Industriellen, Namens Bächlin, dann selbständig betrieb, setzte ihn mit den angesehensten Kaufhäusern in Verkehr und verschaffte ihm weit über die Landesgrenzen hinaus großes Ansehen, so daß man allenthalben nur noch vom reichen Baumwollen-Meyer sprach. — Daß er aber ohne nach irgend einer Richtung eine ordentliche Schulung genossen zu haben, dennoch sich mit feinem Geschick nach allen Seiten zu kehren, alles zu umfassen vermochte, muß bloß seinem außergewöhnlich beanlagten Kopfe zugeschrieben werden. Sein scharfer Blick traf überall das Rechte, überall hatte er Glück, so daß ein Geschichtschreiber sagen durfte: „Alles was er berührte, ward ihm zu Gold.“

Anfänglich führte er über den Gang des Geschäftes keine Bücher. Sein vortreffliches Gedächtnis ließ ihn trotzdem nie im Stiche. Auch machte er die meisten Rechnungen im Kopfe. Häufig sah man ihn, seine klugen Berechnungen anstellend, stundenlang, die Hände auf dem Rücken, in der Stube oder im Garten auf- und abgehen. Ebenso lange stand er hinwiederum mit der Kreide in der Hand am Tische oder an der Wand. Da rechnete er denn mit den lateinischen Ziffern, die er seiner Zeit im Psalmenbuche kennen gelernt hatte; die arabischen waren ihm unbekannt. Wenn er dann Tische und Wände mit seinen Zahlen und sonderbaren Zeichen vollgekreidet hatte, so rückten seine Schreiber in gespannter Erwartung heran. Sie wußten, daß sich wieder große Dinge in seinem Kopfe wälzten, und sahen vermehrter und lohnenderer Arbeit oder neuen Handelsbeziehungen entgegen, die reichen Vorteil versprachen. Und wie oft machte er sich über ihre „studierte Weise“ lustig, wenn er die vielen Rechnungen, die da vorkamen, im Kopfe genauer auflöste, als sie auf dem Papier! Eine solche Fertigkeit beruht doch wohl auf eigener Übung? Aber wer zählt sie alle die jungen Leute von heute, welche nach verflüssener Schulzeit frohlockend jedes belehrende Buch in den Staub treten und keinen Trieb zur Fortbildung fühlen?

In der Lebensweise war er bescheiden, so wohl ihm sein Reichthum erlaubt hätte, es den Vornehmsten gleich zu thun.

Alles Gefünstelte konnte in ihm heftigen Unwillen hervorrufen, und es ist das Merkmal einer gesunden Natur, wenn sie im Stande ist, den Schein von der Natürlichkeit zu unterscheiden und jenen zu verachten. — Zu Hause trug der Mann mit der hohen Stirn, dem vollen runden und freundlichen Gesichte stets eine weiße baumwollene Zipfelmütze. Wenn er aber ausging, so sah man ihn mit einem großen breitkrämpigen Filzhute, einem grauen Überrocte mit großen stählernen Knöpfen, mit kurzen Bluderhosen, feinen weißen Strümpfen und in Schuhen, welche durch silberne Schnallen an die Füße befestigt waren. In dieser Tracht unternahm er einst in Begleitung eines der französischen Sprache kundigen Freundes eine Reise nach dem fernen Seehafen von Marseille, wo ein großer Teil seines Vermögens auf dem Spiele stand und es seines persönlichen Erscheinens bedurfte, um sein Eigentum zu retten. Er weckte in der fremden Stadt schon seiner eigentümlichen Kleidung große Aufmerksamkeit, so sah man ihn vollends als Sonderling an, als er mit dem Reisebegleiter nicht an derselben Tafel essen wollte, sondern sich eigens bedienen und dabei den Kellner alle aufgetischten Speisen, welche ihm überflüssig schienen, wieder wegtragen ließ.

In seinem Umgange machten sich stets die Folgen der mangelhaften Jugenderziehung geltend. Derb, wie die Scholle des heimathlichen Bodens, blieb er immer; durch die Eigenartigkeit seiner Ausdrucksweise machte er etwa von sich reden. Doch vor dem Manne, dessen Vermögen fast zu einer Million angewachsen war, „bog man sich, wie vor den verdientesten Männern man es nicht that“. Bemerkenswert ist folgende sonderbare Überlieferung: „Einem großen Leichenzuge in Brugg wohnte auch der Bürgermeister Herzog bei. Ihm zur Seite schritt Meyer und hatte das Mißgeschick, daß ihm unterwegs eine der silbernen Schuh Schnallen losging. So konnte er nicht marschieren; er setzte den Fuß auf einen Wehrstein, und — sein hoher Gefährte zog ihm eigenhändig die Schnallen wieder an, während der ganze Zug anhalten mußte und die Brugger über die Herablassung des hochgeachteten Herrn Bürgermeisters gegen den ehemaligen Holzhacker sich billig verwunderten.“

In der rauhen Schale aber steckte ein guter Kern. Was ihm



die Dankbarkeit der Mit- und Nachwelt eintrug und ihn zu den Männern stellte, derer wir stets ehrend und liebevoll gedenken, das ist sein Wohlthätigkeitsfönn, der sich in ungeahnter Weise kund gab. Schon in Rüsfnach suchte er armen Mitbürgern aufzuhelfen, kaufte ihnen etwa Land, damit sie sich die nötigsten Lebensmittel selbst pflanzen konnten. Seinem Neffen, David Meyer, der, wie früher sein Vater gleichen Namens, ein rohes und leichtsünniges Leben führte, übergab er ein Heimwesen, das er auf dem „Bühl“ käuflich erworben hatte. Außerdem waren die Fälle nicht selten, daß er Schuldnern den Zins nachließ oder ihnen gar das schuldige Kapital schenkte. Wem würden auch heutzutage solche Baumwollenmeyer nicht willkommen sein?

Meyer hatte keine Nachkommen; sein einziges Kind starb ihm frühe, und seine Frau Salome, mit der er zeitlebens glücklich gelebt hatte, wurde ihm den 4. Juni 1808 durch den Tod entzissen. Der Verlust der teuren Gattin schmerzte ihn tief; das Gefühl eigener Vergänglichkeit kam über ihn und beherrschte fortan seine seelische Verfassung.

Das mag denn der Grund sein, daß er bald nachher (25. Juli 1808) durch Notar Franz Rauber von Oberburg sein Haupttestament abfassen ließ. — Davon wollen wir im Folgenden das Wichtigste anführen. Wer aber an solchen Dingen nur dann ein Interesse findet, wenn er selbst zu den Haupterben gehört, dem raten wir, das Blättlein zu wenden und etwas Einträglicheres zu treiben; man kann schlechterdings nicht von jedermann verlangen, hie und da auch etwas zu thun, was nicht stracks auf seinen eigenen Vorteil hinausläuft.

Meyer setzte die Söhne seines oben erwähnten Neffen (Johannes, Jakob und Samuel) zu Haupterben ein\*). An diese vermachte er auch Wohnhaus und Gut in Brugg; ihrer Schwester Salome ein Legat von 2000 fl. — Ansehnliche Summen vergabte er an die Bäder zu Baden und Schinznach und zwar unter

---

\*) Jakob Meyer starb frühe. Johannes Meyer, der ein tüchtiger Kaufmann war, fand ebenfalls einen frühen Tod, indem er in der Aare ertrank. Das Meyer'sche Haus wurde schließlich Eigentum von Samuel Meyer (gest. 1864). Dessen Gemahlin Elisabeth (gest. 1873), geb. Siegrist, von Meisterschwanden vermachte 1865 100,000 Fr. zu einer Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder im Bezirk Brugg, woraus 1867 die Anstalt Effingen gegründet wurde.

der löblichen Bestimmung, daß die Zinse der Kapitalien für arme, in- und ausländische Badegäste, ohne Unterschied des Herkommens, Berufes, Standes und Glaubens, verwendet werden. 3000 fl. teilte er unter die Kirchenarmengüter von Rein, Birr, Umiken, Gebenstorf, Birmenstorf, Lengnau, Gansingen und Würenlingen. Mit hohen Summen beschenkte er seine und seiner Frau zahlreiche Verwandten, vorzüglich die Familie Fehlmann im Überthal, und außerdem noch viele Personen, die ihm im Leben nahe gestanden hatten, wie Knechte, Gehilfen u. s. w., so daß sämtliche Vergabungen dieses Testaments die Höhe von 80,650 fl. erreichen.

Durch einen testamentarischen Nachtrag vom 16. Februar 1814 bestimmte er sodann 60,000 fl. zu einem Familienkapital, dessen Erträgnisse den Verwandten in bösen Zeiten, bei Unglücksfällen, Fehljahren u. dgl. eine Hülfquelle sein sollten. Die billige und gewissenhafte Verteilung der Zinse legte er einer von ihm bestellten Verwaltung ans Herz, auf die wir weiter unten noch zu sprechen kommen. — Ein Vermächtnis vom gleichen Monat des Jahres 1814 aber gereicht ihm zur größten Ehre. Er legte mit 60,000 Gulden den Grundstein zur Stiftung eines Armenhauses in Rüfenach. Mit dem Baue des Hauses müsse aber so lange zugewartet werden, bis die Zinsen des Kapitals dazu ausreichen. Im weitem solle die Anstalt für einen Aufseher und so viele Arme eingerichtet werden, als der Kapitalzins zu ertragen vermöge. Armen wasserlosen Kindern oder solchen, welche von ihren Eltern nicht erhalten werden können, ferner alten armen und gebrechlichen Frauen und Männern, wollte er dieses Haus als freundliche Zufluchtsstätte geöffnet wissen, um ihnen ein menschenwürdiges Leben zu ermöglichen. Zur Benutzung der Anstalt berechnete er die Gemeinden Rüfenach, Remigen, Stilli, Rein, Laufrohr, Mönthal, Gottwyl, Mandach und Willigen. Als Verwalter des Legates und Aufseher der Stiftung bestimmte er seine Großneffen, ferner drei seiner Verwandten aus dem Überthal: Jakob Fehlmann des Isaaks und Isaak und Jakob Fehlmann, des Hans Jakobs Söhne, und endlich seinen langjährigen Angestellten Bernhard Fischer; denselben, und nach ihrem Tode ihren männlichen Nachkommen, lag auch die Vollziehung der testamentarischen Be-



stimmungen über oben genanntes Familienkapital ob. „Von diesen Verwaltern dürfe keine Regierung, welcher Art sie sei, und keine Gerichtsschreiberei Rechnung fordern und die am Armenhausfond beteiligten Gemeinden sollen nur das Recht haben zu prüfen, ob derselbe noch vollständig sei.“

Die Meyerschen Verfügungen über die Errichtung der Armenanstalt fanden jedoch nach seinem Tode (1821) nicht ungeteilte Zustimmung. So hoch man auch die Willensverordnung des großmütigen Spenders ehrte, so hegte man doch gegen deren unbedingte Erfüllung ernstliche und wohlberechtigte Bedenken. Dem Zusammenleben von Kindern mit Erwachsenen, die auf jene nichts weniger als einen erziehenden und veredelnden Einfluß auszuüben Hoffnung gaben, glaubte man nicht ungestraft das Wort reden zu dürfen. In diesem Sinne richteten sämtliche an dem Fond von 90,000 Fr. beteiligten Gemeinden in den Jahren 1822 und 1826 an den „Kleinen Rat des Kantons als die oberste Aufsichtsbehörde über alle milden Stiftungen“ das Gesuch, es möchte die genannte Summe unter dem Namen der Meyer'schen Stiftung, durch die Gemeinden gesichert, beisammen bleiben und die Zinsen derselben auf eine zweckmäßigere Weise an die Armen und Waisen verwendet werden. Nach einem beigelegten Vorschlage gedachte man das teilweise aufgebaute Gebäude zu verkaufen und von den Zinsen des Fonds jeder Gemeinde einen ihrer Größe und Armenlast entsprechenden Betrag beizumessen. Die Eingabe war erfolglos, und so erwuchs den Vollstreckern des Testamentes die Aufgabe, den Bau der Anstalt zu vollenden und stiftungsgemäß einzurichten. Das geschah. Die Kinder, welche aufgenommen wurden, genossen den Unterricht in der Anstalt selbst, weshalb für das Amt eines Aufsehers Lehrer den Vorzug erhielten.

Im Jahre 1876 wurde sodann der Versuch gemacht, die Anstalt gänzlich aufzuheben und das Stiftungsvermögen unter die beteiligten Gemeinden zu verteilen, um dasselbe dort im Sinne des Testators verwenden zu lassen. Dieses Vorgehen hatte seinen Grund in der übeln Wirkung des allen Forderungen wahrer Menschenerziehung widersprechenden Gemeinschaftslebens von un-erzogenen Kindern mit armen Erwachsenen und in Zuständen, welche man dem zeitgemäßen Stand des Armenwesens nicht mehr

entsprechend hielt. Der Große Rat kam jedoch den damals vorgebrachten Wünschen nur teilweise entgegen. Wir heben hier hervor, daß die Anstalt seither für alte und arbeitsunfähige Arme aus den Erträgnissen der einen Hälfte des Stiftungsvermögens forterhalten werden mußte. Eine schöne Errungenschaft besteht hingegen darin, daß die Kinder von derselben getrennt und seither mit Hilfe der andern Hälfte des Vermögens zweckmäßig versorgt und erzogen wurden. Wer sich aber über den derzeitigen Stand der Anstalt und ihre Einrichtung näher erkundigen möchte, für den lohnt es sich, an einem schönen Sonntag, da er ausnahmsweise kein Fest zu besuchen oder sonst nichts Nötigeres zu thun hat, einen Spaziergang nach Rüfenach zu machen, wo ihm der gegenwärtige Vorsteher derselben in zuvorkommender und gewiß sehr ausführlicher Weise Aufklärung geben wird.



### Joh. Heinrich Zimmermann, Oberlehrer in Villigen.

Geb. 22. Oktober 1842. Gest. 29. Mai 1895.

„Gebrochen bist vom Winde, Du schöner Lindenbaum,  
Geborsten deine Rinde, Zerrissen selbst der Zaum“.

Diese Anklänge der Wehmut, welche der Heimgegangene schon vor 22 Jahren (Siehe 4. Heft pro 1893 der Brugger Neujahrsblätter) an die Villiger Linde gerichtet hat, wurden in mir wachgerufen, als der lange, feierliche Leichenzug am 1. Juni an den beiden jungen, im schönsten Frühlingsgrün dastehenden Linden, die an Stelle der alten gepflanzt wurden, vorüberwallte.

Zimmermann zeigte stets großes Interesse an der Herausgabe unserer Neujahrsblätter. Wenn er auch nur mit einem Gedicht als Mitarbeiter aufgetreten ist, so hat er doch in anderer Weise am Gedeihen derselben regen Anteil genommen; wir fügen daher den vielen Kränzen, die auf dem frischen Grabhügel niedergelegt wurden, auch hier ein bescheidenes Blümchen zum Andenken bei.